

Der zweifelhafte Freiheitsheld

Martin Luther wird zum Reformationsjubiläum 2017 als
Vorkämpfer für die Freiheit gefeiert.
Ein Etikettenschwindel?

Von Christoph Fleischmann

Freedom sells: Zum Reformationsjubiläum wird Martin Luther mal wieder als Wegbereiter der modernen Freiheit inszeniert. Luthers Wirken stieß angeblich eine »umfangreiche gesellschaftspolitische Entwicklung« an. So kann man es auf der Homepage zum Reformationsjubiläum *Luther2017.de* nachlesen: »Ausgehend von Luthers Berufung auf das eigene Gewissen entdeckten die Menschen zunehmend ihre eigene Persönlichkeit.« Die Menschen seien mündiger geworden gegenüber Kirche und Staat. Die uneingeschränkte Macht dieser Autoritäten erodierte: »Aus der Freiheit jedes Einzelnen entstand die Gewissensfreiheit, die bis heute unser Miteinander in Staat, Kirche und Gesellschaft prägt.«

Der ehemalige Ratsvorsitzende der *Evangelischen Kirche in Deutschland* (EKD), Wolfgang Huber, hat das Thema Freiheit zu seinem Lebensthema gemacht – und es auch der Kirche verordnet: »Kirche der Freiheit« hieß die von ihm angestoßene Reformschrift im Jahr 2009. »Freiheit« sollte nicht nur Zukunftsprogramm sein, sondern auch Beschreibung einer wirkmächtigen Herkunft des Protestantismus: »Wie eine Druckwelle breitet sich die wieder entdeckte ›Freiheit eines Christenmenschen‹ in Europa aus«, so Huber beim Zukunftskongress der EKD im Jahr 2009. Der in Gottes Barmherzigkeit gegründete freie Blick des Menschen auf Gott und der aufrechte Gang im Glauben machten aus den Kirchen der Reformation »Kirchen der Freiheit«: »Aus diesem Impuls entsteht das Beharren auf einer Gewissensfreiheit, die gegenüber den Ansprüchen der Mächtigen eine unantastbare Instanz der Verantwortung vor Gott und der aus ihr folgenden Selbstbestimmung bildet.«

Von Luther zur Gewissensfreiheit und zur Selbstbestimmung: Diese vermeintliche Traditionslinie findet ihr Bild in dem Wittenberger Mönch, der vor dem Reichstag zu Worms gesagt hat: »Ich kann und will nichts widerrufen, weil es unsicher ist und die Seligkeit bedroht, etwas gegen das Gewissen zu tun. Gott helfe mir. Amen.«

In der Tat war Freiheit ein zentrales Thema für Luther. Manchmal verwendete er die latinisierte Unterschrift »Martinus Eleutherius«, das »wie ein Freier« bedeutet. Er sah sich als befreit an; und das hieß für Luther vor allem: befreit im Gericht Gottes. Gott habe die Sünde der Menschen auf Christus geladen und rechne stattdessen dem Menschen die Gerechtigkeit Christi zu. So seien die Menschen gerecht vor Gott und frei von allen Forderungen.



FOTO: PANAGI; GEMÄLDE: LUCAS CRANACH DER ÄLTERE 1526

» Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan

Martin Luther

gen der Kirche, die darauf zielten, durch bestimmte Frömmigkeitsübungen gut und gerecht zu werden. Umgekehrt hieß das: Der Mensch könne aber auch gar nicht aus eigener Anstrengung gerecht werden. Gott allein mache den Menschen gerecht, auf Seiten des Menschen sei nur Sünde und Unvermögen festzustellen. Die Rückseite des reformatorischen »Allein aus Gnade« ist eine sehr pessimistische Anthropologie, ein düsteres Menschenbild. In der Freude über Gottes Gnade mag das nicht ins Gewicht fallen, aber es bleibt nicht ohne Konsequenzen.

Dass es Luther um Freiheit vor Gott ging, bedeutete keineswegs, dass dies das Eintreten für politische Freiheit nach sich zog. Das mussten die revoltierenden Bauern lernen, die gehofft hatten, dass Luther auf ihrer Seite stehe. Sie forderten in den »Zwölf Artikeln der Schwäbischen Bauern«, der bekanntesten Programmschrift des Bauernkrieges, nicht nur die freie Pfarrerwahl, sondern auch ein Ende der Leibeigenschaft. Als Leibeigene waren sie der Vermehrung der Dienste und Abgaben durch ihre Herren schutzlos ausgeliefert. Demgegenüber klagten sie eine politische Beteiligung ein, Selbstverwaltung ihrer Zehntabgaben und die Rückkehr zum »alten Recht«. Aus heutiger Sicht keineswegs maßlos; die Forderungen zeichnen vielmehr das Bild einer in die Moderneweisenden Reform der politischen Gemeinde. Und: Die Bauern sahen sich damit auf dem Boden des »neuen Evangeliums«, das Luther und andere Reformatoren predigten.

Gegen die Bauern, für die Herren

Luther aber, dem die Bauern ihre Zwölf Artikel zur Begutachtung zusandten, reagierte scharf und verbat sich die Berufung auf das Evangelium: »Aber den christlichen Namen sage ich, den lasst stehen und macht den nicht zum Schanddeckel eures ungeduldigen, unfriedlichen, unchristlichen Vornehmens, den will ich euch nicht lassen.« Er wirft den Bauern vor, dass sie größere Räuber seien als die Herren, weil sie die Herrschaft der Herren – im damaligen Sprachgebrauch ihre »Gewalt« – beschneiden wollen: »Dazu nehmet ihr der Oberkeit ihre Gewalt und Recht auch, ja alles, was sie hat; denn was behält sie, wenn sie die Gewalt verloren hat?« Man dürfe die Herren wohl um Erleichterungen der Abgabenlast bitten, was Luther durchaus in der Sache als gerechtfertigt ansieht, aber unter Waffen zusammenzukommen und – modern gesagt – durch Strukturreformen die Macht der Obrigkeit zu begrenzen geht Luther gegen den geforderten Gehorsam den Herren gegenüber.

Und schließlich: Christliche Freiheit bedeute keinen Verzicht auf Leibeigenschaft: Auch Paulus habe die Skla-

ven nicht befreit: »Darum ist euer Artikel stracks wider das Evangelium und räuberisch (...). Denn ein Leibeigener kann wohl Christ sein und christliche Freiheit haben, gleichwie ein Gefangener oder Kranker Christ ist und doch nicht frei ist.«

Interessant ist nun, dass diese erste Schrift Luthers zum Bauernkrieg – im Gegensatz zu seinem späteren Aufruf, die Aufständischen gnadenlos niederzumachen – von vielen Lutherforschern als »Friedensmahnung« und »ausgewogen« gewürdigt wird, weil Luther durchaus auch den Herren der Bauern ins Gewissen redet. Dabei verkennen die Forscher aber die zeitgenössische Wirkung von Luthers drastischer Delegitimierung der Bauern: Ihr beruft euch zu Unrecht auf das Evangelium! Das saß – und das konnten die alten Obrigkeiten gut gebrauchen.

Der Historiker Peter Blickle präsentierte kürzlich in seiner Biografie des Truchsess Georg von Waldburg, der auf Seiten der Herren den Krieg gegen die Bauern führte, eine interessante Quelle: Der Truchsess versuchte in einer Rede seine Landsknechte bei der Stange zu halten – die Landsknechte waren ja ebenfalls Bauern – und sie von der Rechtmäßigkeit seines Feldzugs gegen die Bauern zu überzeugen. Für die Verschriftlichung der Rede nutzte sein Schreiber dieselben Argumente wie Luther: Die revoltierenden Bauern nähmen den Herren ihre Herrschaft, denen sie als Leibeigene doch gehorsam schuldig seien. Der Aufstand sei gegen weltliches und göttliches Recht – deswegen könnten sich die Bauern nicht evangelisch nennen. Luther hat also nicht geholfen, die »uneingeschränkte Macht der Autoritäten« zu begrenzen, wie es die heutige Werbebotschaft will, sondern er hat die Autoritäten in ihrem Kampf gegen politische Veränderungen geistig munitioniert.

Man könnte sagen: Da sei dem Reformator seine Obrigkeitsvorstellung, vielleicht auch seine Angst vor Aufruhr im Wege gestanden. Immerhin habe seine Berufung auf die christliche Freiheit doch im kirchlichen Bereich zu größerer Freiheit der Gewissen geführt, wie sein Protest gegen viele Praktiken der mittelalterlichen Kirche zeige. Aber auch hier liegen die Dinge nicht so eindeutig.

Zwar hat Luther gefordert, die Gewissen nicht mit unnötigen Forderungen zu beschweren. Der Maßstab dafür war ihm die Bibel. Was dort nicht verankert war – wie Zölibat, Mönchsgelübde, Stiftungen, Wallfahrten und vieles andere mehr –, war bestenfalls als freiwillige Übung, aber nicht als verpflichtend und schon gar nicht als heilsnotwendig anzusehen. Und auch für seine von der offiziellen Kirchenlehre abweichende Meinung berief er sich auf sein Gewissen, das »durch die Worte Gottes gefangen« sei. Das heißt: Maßstab für seine Gewissensentscheidung – wie für eine christlich verantwortete

Gewissensentscheidung überhaupt – könne nur »die Schrift« sein. Deswegen war es mit der Gewissensfreiheit in dem Moment vorbei, als die Aussagen der Bibel vermeintlich klar und eindeutig waren. Genau das aber glaubte Luther.

Die Historikerin Christine Christ-von Wedel versucht zu erklären: Die Reformatoren hätten das ganze Abendland durcheinandergebracht und hätten deswegen nach einem neuen festen Halt gesucht: die vermeintlich klare, Wort für Wort inspirierte Schrift.

Außerdem war es damals den meisten Menschen nicht vorstellbar, dass in einem Herrschaftsgebiet verschiedene Glaubensrichtungen existieren konnten: Die Herrscher legten die Untertanen auf eine Glaubensrichtung fest, das heißt, sie verboten die Ausübung davon abweichender Gottesdienste. Das war die politische »Lösung« des konfessionellen Zeitalters, die auch von den protestantischen Reformatoren betrieben wurde mit dem Aufbau eines eigenen protestantischen Kirchenwesens – eben dort, wo die Landesfürsten oder Stadtregierungen der Reformation gewogen waren. In ihren Anfängen hätten die Reformatoren für ihren neuen Glauben Toleranz gefordert, so Christine Christ-von Wedel, aber »sobald sie die Macht hatten, ihre Gottesdienste und ihre Lehre an den Schulen durchzusetzen, da haben sie gesagt: ›Ja, man kann niemanden zum Glauben zwingen, das macht Gott alleine, aber man kann jedermann zwingen, seine Kinder ordnungsgemäß taufen zu lassen, man kann jedermann zwingen, seine Kinder in einen richtigen Unterricht zu bringen – vor allem, weil es ja jetzt der rechte ist.« Und damit nicht genug: Auch Luther und seine Kollegen votierten dafür, bestimmte »Häretiker«, besonders die sogenannten »Wiedertäufer« oder Antitrinitarier, nicht nur auszuweisen, sondern zu töten.

Die ersten Bürgerkriege

Die Reformation brachte unerbittliche Spaltungen und Verfolgungen mit sich: Es gehört zu einem geschichtsbewussten Reformationserinnern auch, dass mit der Reformation der Bürgerkrieg in Europa heimisch wurde. Es waren nicht mehr Adelige, die mit Söldnern um politische Ziele kämpften, sondern Bürger eines Landes, die sich gegenüberstanden und im Anderen die Agenten des Teufels sahen. Diese fundamentalistische Sicht – »wir« verteidigen das Evangelium, die anderen sind des Teufels – teilte auch Luther.

Politischen Freiheitsbestrebungen tat Luther einen Bärendienst, wenn er die Herrschaftsbefugnisse der Obrigkeit theologisch verteidigte und auf den religiösen Bereich ausdehnte. Man wird als ein Motiv dahinter auch sein ex-



FOTO: PAIKIG; GEMÄLDE: LUCAS CRANACH DER ÄLTERE 1529

» Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan

Martin Luther

trem pessimistisches Menschenbild sehen müssen – ein Kernstück seiner reformatorischen Theologie: Der sündige Mensch, der aus sich heraus zu nichts Gutem fähig ist, muss von einem starken Herrscher in Schach gehalten werden. Daran konnten politische Theoretiker durch die Jahrhunderte anknüpfen, die meinten

ein »realistisches Menschenbild« zu vertreten, das mit dem Eigennutz des Menschen rechnete und nicht mit seiner Fähigkeit zur Kooperation.

Ist die »Freiheit eines Christenmenschen« also nur ein Etikettenschwindel? Man sollte in der Tat zurückhaltend sein, Luthers gesellschaftliche Wirkungen mit diesem Begriff zu beschreiben – und auch die reformatorischen Kirchen haben sich erst im Laufe von Jahrhunderten zu Kirchen größerer Freiheit entwickelt. Wer sich für die politischen Folgen christlicher Freiheit interessiert, wird im 16. Jahrhundert eher bei den Theologen fündig, die die revoltierenden Bauern unterstützten, als bei Luther. Warum kommen die, wie etwa der Reformator in Memmingen, Christoph Schappeler (1472-1551), im offiziellen Reformationserinnern nicht vor? Genauso gibt es im 16. Jahrhundert bessere Zeugen für die Gewissensfreiheit als Martin Luther, etwa den Baseler Gelehrten Sebastian Castellio (*Publik-Forum* 2/2016).

Doch Luthers christliche Freiheit, die in seiner Erfahrung eines gnädigen Gottes wurzelt, enthält nach wie vor starke Anregungen für eine persönliche Haltung des Freimuts: Wer sich vom Grund des Lebens beschenkt weiß und dankbar für sein Leben sein kann, der gewinnt damit vielleicht die Art von Freiheit, die Mystiker als Gelassenheit beschrieben haben. Wer weiß, dass es nicht auf die eigene Leistung ankommt, muss nicht das, was er sich vermeintlich verdient hat, festhalten und gegen andere verteidigen. Wer des eigenen Lebensgrundes sicher ist, kann hoffentlich großzügig und furchtlos sein. Eine innere Freiheit, die man freilich nicht mit der Konfession vererbt bekommt; es ist vielmehr eine Lebenshaltung, die man kultivieren muss und die sich dann immer wieder neu bewährt. Von einem beeindruckenden Lutheraner, dem Theologen Helmut Gollwitzer, wird eine Geschichte erzählt, die solche Freiheit zeigt: Er gehörte zu den wenigen der »liberalen« Professoren, die in der 1968er-Zeit auch noch zu den Studenten hielten, als diese radikaler wurden. Diese »Standfestigkeit« brachte Gollwitzer die Bewunderung mancher Studenten ein, die dies salopp quittierten: »Kunststück, Gollwitzer weiß eben, dass er in Gottes Hand ist.« – Kirchenmenschen, die wegen dieses Wissens ohne politische Rücksichten ihrem Gewissen treu bleiben, sind hervorragende Botschafter der »Freiheit eines Christenmenschen« – ganz egal, aus welcher Konfession sie kommen. ◆